

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der Parteitag nahm gestern in einer Nachtigung die Parteivorstandsresolution mit 289 gegen 80 Stimmen an. Eine Deklaration zu der Vorstandsresolution wurde, nachdem ein Teil der süddeutschen Delegierten den Saal demonstrierend verlassen hatte, mit 228 gegen 64 Stimmen angenommen.

In Paris wurde die Gründung einer internationalen Vereinigung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beschlossen.

Die russische Regierung erhob bei dem türkischen Botschafter Vorstellungen wegen der Befestigungen am Schwarzen Meer und Bosporus, sowie der Verstärkung der türkischen Schwarzmeerflotte.

Die japanische Regierung will einem Komplott gegen den Kaiser auf die Spur gekommen sein.

Bei einem Eisenbahnunglück in Nordamerika wurden 42 Personen getötet und viele verletzt.

Magdeburger Brief.

II.

Leipzig, 22. September.

Der zweite Tag der Budgetdebatte brachte den Zusammenbruch des Revisionismus. Es war ein Schauspiel, wie es sich noch niemals, solange wir eine geeinte deutsche Sozialdemokratie haben, auf einem Parteitag abgespielt hat: die revisionistische Opposition verließ, als sie die Schlacht verloren hatte, das Schlachtfeld und dokumentierte damit auch äußerlich, daß sie das Spiel aufgab.

Was sich gestern vollzog, war nur das Schlussergebnis einer jahrzehntelangen Parteientwicklung. Immer und immer wieder hatte man versucht, den Revisionismus durch Entgegenkommen, durch sanfte Methoden zu überwinden. Der Erfolg war, daß er nur kühner und anspruchsvoller sein Haupt erhob. Er nahm die radikale Mehrheit überhaupt nicht mehr ernst und gewöhnte sich an den Gedanken, die Resolutionen der Parteikongresse als Makulatur zu behandeln. In Nürnberg setzte er dem Beschluß des Parteitags die Resolution der Sechshundsechzig entgegen und in diesem Jahre glaubten die badischen Kammermitglieder die Stunde gekommen, um offen und mit ausgeschutem Hohn der Partei ins Gesicht schlagen zu können. In Offen-

burg auf der badischen Landeskonferenz holte man sich die letzte Rückenstärkung und mit Empfasse erklärte Kolb, daß es in Magdeburg kein Zurück mehr gebe, daß die badische Taktik das Muster sei, dem die gesamte deutsche Sozialdemokratie auch im Reichstage nachzufolgen habe. So gerüstet trat man in Magdeburg vor die Genossen. Die Flanke hatte man sich durch die württembergische Landtagsfraktion decken lassen und auch die bayrischen Delegierten halfen den Disziplinbrechern.

Aber auch dieser Krug ging nur so lange zu Wasser, bis er brach. Und in Magdeburg ist er gebrochen. Man war seiner Sache zu sicher, man verhöhnte offen die Mehrheit, die, um ihr Entgegenkommen zu beweisen, auf die Verschärfung der Vorstandsresolution verzichtet hatte, freilich erst da, als der Parteivorstand durch den Mund des Genossen Bebel die völlige sachliche Ueber einstimmung mit den Antragstellern betont hatte. Der Redner der Süddeutschen, Dr. Frank, überschüttete sie in seinem Schlußwort mit sattem Hohn, daß sie hätten nachgeben müssen, daß sie die Unhaltbarkeit ihres Standpunktes selber hätten zugeben müssen, daß sie gar nicht daran dächten, hier etwa zu erklären, der Resolution zu folgen. „Wie wir es in Zukunft mit der Budgetbewilligung in Baden halten werden, wissen wir nicht!“ rief Frank dem Parteitage zu, demselben Parteitage, der sich soeben zwei Tage lang mit der badischen Budgetbewilligung beschäftigt hatte. Das war des Hohns denn doch zuviel. Eine ungeheure Empörung bemächtigte sich der Mehrheit, aus der der jahrelang aufgeschichtete Groll mit elementarer Wucht sich ergoß. Sie hatte es endlich satt, sich von einer kleinen Minderheit derart ins Gesicht schlagen, die Grundsätze und die Statuten der Partei derart zum Gespött der Welt machen zu lassen, und als Antwort auf die unerhörte Provokation Franks beantragte die Mehrheit nach der namentlichen Abstimmung über die Vorstandsresolution, die Erklärung des Genossen Bebel, durch die sich der Parteivorstand mit der Mehrheit sachlich einverstanden erklärt hatte, nunmehr zum Beschluß des Parteitags zu erheben. Die namentliche Abstimmung über die Vorstandsresolution, die eine dreifache war, führte zu einer zerschnitternden Niederlage der Revisionisten. Mit 289 gegen 80 Stimmen wurde die Gesamtauflage angenommen. Noch einmal fragte man die Revisionisten, ob sie nunmehr eine Erklärung abgeben wollten, die die glatte Anerkennung der Parteitagsschlüsse auch für die Minderheit ausspreche. Und zum zweiten, und diesmal letztenmal wurde sie verweigert. Alles, was Frank erklärte, war, daß man nicht sagen könne, wie man sich in Zukunft zur Budgetbewilligung stellen werde, er sprach nur die nichtsagende

Erwartung oder Hoffnung oder Ueberzeugung aus, daß diese Stellungnahme sich mit den Parteitagsschlüssen decken werde. Das war in einer schicksalsschweren Stunde die offene Rebellion. Nun war Schluß. Die Vorstands-erklärung, in der sich der Parteivorstand mit der zurückgezogenen Resolution Zubeil in der Sache, wenn auch nicht in der Form, einverstanden erklärt hatte, wonach gegen jeden, der in Zukunft den Staatsetat bewilligt, das Ausschlußverfahren einzuleiten sei, wurde zum Antrag erhoben. Die Badischen erklärten, daß sie sich an dieser Debatte nicht beteiligen würden und verließen mit der Mehrheit ihrer Hilfswörter den Saal. Darauf wurde die Vorstands-erklärung ebenfalls in namentlicher Abstimmung mit 228 gegen 68 Stimmen angenommen. Es war nahezu Mitternacht, als Genosse Dieß die Sitzung schloß.

Ueber die Bedeutung und Tragweite dieser Sitzung wird noch ausführlich zu reden sein. Heute nur soviel darüber. Die radikale Mehrheit des Parteitags hat dadurch, daß sie die Budgetbewilliger endlich klipp und klar vor die Frage stellte: erkennt ihr in Zukunft die Parteitagsschlüsse für euch als bindend an?, nur das getan, was die unendlich überwiegende Mehrheit der Parteigenossen von den Parteitagsschlichtern verlangt hat. Hätte sie anders gehandelt, sie hätte sich vor ihren Mandatgebern nicht bliden lassen dürfen. Denn die Stimmung der Genossen im Lande ist die der äußersten Wut und Erbitterung über die, die durch ihr Tun und Denken die Art an die Wurzel der Partei legen, die auf die Parteitagsschlüsse pfeifen und auch jetzt offen erklärt haben, daß sie es möglicherweise wieder tun werden. Dadurch, daß der Revisionismus vor diese Frage gestellt wurde, mußte er gleichzeitig seine numerische Schwäche enthüllen. Und es zeigte sich, daß er so gut wie nichts hinter sich hat. Was doch Genosse Westmeyer zu allem Ueberfluß noch nach, daß die württembergischen Delegierten auf dem Parteitag zwar für die Budgetbewilliger eintreten, daß sich aber das Gros der organisierten Genossen gegen sie ausgesprochen habe. Daraus ergibt sich für die Partei die tröstende Erkenntnis, daß sie die Masse hinter sich hat und zwar um so mehr, je unversöhnlicher sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenübertritt. Hier gilt es weiter zu arbeiten und die Massen mit dem Wesen der Partei immer vertrauter zu machen. Der Magdeburger Parteitag bedeutet einen glänzenden Sieg des Radikalismus, einen Sieg, von dem nur bedauert werden kann, daß er überhaupt erst erfochten werden mußte, der aber, richtig durchgeführt, die Mutter der Parteigesundung und erhöhter Geschlossenheit werden wird.

Seuiletton.

Das Heimweh.

Erzählung von Julius Moser.

An einem Michaelisjahrmärkte saß dort in der Honoratiorenstube der amerikanische Handelsherr Artur Rotham, den rechten Fuß in der linken Hand und die brennende Zigarre in der Rechten, als der Rittmeister mit Fräulein Johanna hereintrat. Er fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke etwas widerfahren war, was über alle Bilanz hinausging und in Söll und Haben zusammenfiel. In dieser Verlegenheit wußte er zuletzt mit seinen leeren Händen nichts anzufangen; bald legte er sie über das rechte, bald über das linke Knie, bald fuhr er wieder mit der einen oder andern in die Weste, nur seine Augen wußten, wohin sie blicken sollten, denn es war ihm unmöglich, von der schönen Johanna, welche mit ihren Eltern gegenüber an der zweiten Tafel sich niedergelassen hatte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zustande gekommen, nur mit seinen Händen nicht; in dieser Verlegenheit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taschenuhr herausgenommen, die Rechte aber mit dem Uhrschlüssel sie so ungeschickt aufgezo-gen, daß die Kette zersprungen war, wie er freilich erst am andern Morgen bemerkte. Der dienstfertige Wirt hatte unterdessen der rittmeisterlichen Herrschaft das Frühstück serviert. So appetitlich, wie Fräulein Johanna, hatte Rotham noch keine Person ein gebadenes Huhn essen sehen, so wie sie, verstand ja kein Mensch mehr, Messer und Gabel zu handhaben. Sie war aber auch mehr als sonst reizend, ja verführerisch; denn der Schall hatte nur zu bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Fingerring auf den Fremden gemacht hatte. Wie wußte sie doch so anmutig ihrem Vater das Kelchglas vollzuschütten! Der Schnee ihrer Händchen wetteiferte mit der weißglänzenden Tischwäsche; es war, als wenn sich blühende Apfel-

baumzweige zum alten Schnurrbart hinüberneigten; und wie blühten bei ihrem anmutigen Lächeln die Zähne aus dem Rosenfelde ihrer Lippen vor; — und wenn sie nun gar den schlanken Nacken wendete, daß der Puder von den Locken ein wenig aufstäubte, und beide Grübchen in den Wangen sich tiefer bohrten, hätte Rotham völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht zuvor schon beide Hände in den Rocktaschen untergebracht und sich an sich selbst, wie um einen Mast, geklammert hätte.

Auch der Rittmeister hatte endlich die Blicke des Fremden bemerkt; er stieß den Stumpf fester in das Loch auf der Diele, welches er allmählich im Laufe der Jahre hier gehöhrt hatte, und fragte den Wirt, welcher die Teller wechseln ließ und eine Tafel Pfeffernüsse in einem Dessertkörbchen auf den Tisch stellte, mit unwilliger Neugierde: „Wer ist denn der Feuerwerker dort, der uns bombardiert?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ versetzte der Wirt, „ein steinreicher Engländer aus Newyork, Sir Artur Rotham! — Das obere und das untere Bogtland schickt an ihn seine Waren; — er ist reicher als ein Millionär und kann sich wohl mit den Fürsten von Greiz, Schleiz und Lobenstein miteinander messen!“

„Ge da!“ entgegnete der Rittmeister, „aber wie mit meiner Kaiserin? Daß ihn das Höllenelement!“

„Nehmen untertänigsten Respekt!“ antwortete der Wirt und schob die Samtmilche auf das linke Ohr.

„Frag Er einmal,“ befahl der Rittmeister, „den Sir Artur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trinken will, statt mich mit seiner Okularinspektion zu inkommodieren!“

Der Wirt überbrachte Rotham den Auftrag, und von diesem Augenblicke an war dieser — so wunderbar ist die Fügung Gottes — Hausfreund des Rittmeisters.

Der Einladungs, die Familie in Leimnitz zu besuchen, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, folgte der erste Besuch, diesem der zweite und endlich knüpfte sich daran eine solche Kette von Besuchen, daß sie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieser Zerstreuungen begann Arturs sonst so taktfeste Gesundheit, mehr noch sein Gemüt zu leiden. Das Karmesin seiner Wangen wollte mit ihnen selbst hinwegschmelzen, und von dem anmutigen Doppelkinn, das, wie ein detachiertes Fort, eine Belagerung herauszufordern geschienen und ihm so wohl gestanden hatte, war kaum noch eine Spur vorhanden. Nur seine großen, himmelblauen Augen hatten einen gewissen sentimentalsten Blick erhalten. Mochte an diesem krankhaften Zustande das europäische Klima oder die veränderte Diät in Gera schuld sein, er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt gewesen wäre, so würde man doch daran zweifelhaft geworden sein, wenn man seine Selbstgespräche mit angehört hätte. Die mildeste Benennung, mit welcher er sie belegte, war immer noch: „Putzjunges Ding!“ — Freilich hieß sie, wenn er mit ihr sprach, dafür einmal um das andre: „Ladny!“ — was ihr besonders wohlgefiel.

Plötzlich aber nannte er sie bei sich heimlich — auszusprechen ist der Frevel nicht, doch leicht niederzuschreiben — eine ausgefuchte Narrin! — Sie hatte ihm das Haus verboten, wenn er nicht in einer Perle und einem rot-damastenen Frack, wie er damals Mode war, das Lächel-mal erscheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang trockte er dem Verhängnis, da ließ er den Schneider und Friseur kommen — tags darauf galt es, die Frage zu beantworten, wer der ausgefuchteste Narr war, er oder sie. Als Artur mit der riesenhafteften Perle, welche in Gera auszurufen war, und in dem rot-damastenen Frack heraustrat, wollte sich Johanna fast totlachen. Sie sank vor ihm mutwillig auf die Knie und bat ihn um ein Andenken. Mit tausend Freuden sagte er zu, er mußte sein Ehrenwort darauf geben, ihr den Wunsch zu erfüllen. Mit der heiligsten Beteuerung legte er die Hand auf sein Herz und sagte: „Was Sie wollen, Lady Johanna!“

„So gib mir deine abscheuliche Perle,“ rief sie, „damit du wieder einem Menschen ähnlich wirkst.“